

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 45

Artikel: Aus "Fritz, der Suppentöter"
Autor: Gfeller, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

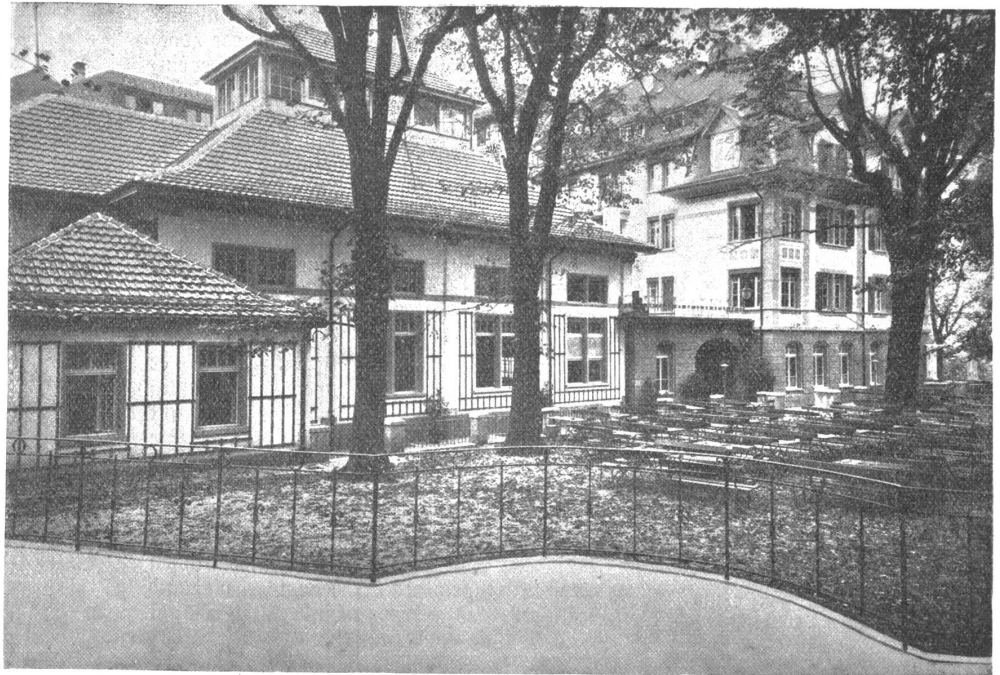
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eigentümer des Bierhübels waren, ging die Besetzung in einem Konkursverfahren wieder an den Tierarzt Stuber zurück, welcher sie am 1. Oktober 1887 um die Summe von Fr. 55 000 an den Vater des jetzigen Besitzers, Hrn. Bierbrauer Gustav Hemmann in der Felsenau abtrat. —

Das war ein knappes Erinnerungsblatt an das alte „Bierhübel“, das nun der Vergangenheit angehört.

An seine Stelle hat Herr Architekt Ed. von Mühlenen ein hohes, weites Haus gebaut, das in nichts mehr an das alte gemahnt, und wer jetzt nach langer Zeit zum ersten Mal ihm gegenübersteht, hat Mühe, sich den früheren Stand der Dinge auf diesem Flecken Bern vorzustellen. Das neue Bierhübel besteht eigentlich aus drei Teilen: dem Wirtschafts- und Wohngebäude, dem Zwischenbau und dem Saalbau. Zwei verschiedene große Gastzimmer mit einer Anzahl Nebenräume füllen das Erdgeschoss, während drei Stockwerke sechs drei- und vierzimmerige Wohnungen enthalten. Der Zwischenbau birgt den kleinen Saal, als Vereins- oder Gesellschaftszimmer geeignet, welcher ca. 70 Personen aufnehmen kann, während der eigentliche Saalbau mit dem großen Konzertsaal 450 Personen Raum bietet. In dem letzteren befindet sich eine gut eingerichtete Theaterbühne mit zwei Umkleideräumen

und den nötigen sanitären Anlagen. Unter der Erdoberfläche endlich liegen die Restaurationsküche, Bier- und Wein-



Das neue „Bierhübel“ gegen den Garten, vom Musikpavillon aus gesehen.

keller, ferner direkt unter dem Saalbau zwei große Regelhallen. Alle diese Räume sind mit den Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgerüstet und machen einen angenehmen, freundlichen Eindruck. Vom alten Bierhübel ist nur der Garten mit den alten Bäumen und dem neu renovierten Musikpavillon geblieben. Im Garten wie im neuen Haus werden sich besonders nächstes Jahr die ausstellungsmüden Gäste gerne von ihren Strapazen erholen. E. Schr.

Aus „Fritz, der Suppentöter“.*)

Er war ein Wildling und Landstreicher, wegen seines großen Appetites der Suppentöter genannt. Kein schlechter Mensch; denn wenn er auf seinen Wanderfahrten diese und jene Kleinigkeit mit sich laufen ließ, tat er es aus gutem Gewissen heraus; das Arbeiten steckte ihm eben nicht im Blute, was konnte er dafür, daß er davon nicht reich wurde. — Eines Tages kam das Verhängnis in der Gestalt einer Bettlerverordnung in sein Leben. „Fritz, nimm Dich in acht, sonst fahst Dich der Landjäger. Betteln und Landstreichen ist verboten.“ So warnten ihn die gutmütigen Bauern. Er wurde auch erwischt und abgehoben und von der Heimatgemeinde an einem Kostort versorgt. Dort hielt er es nicht lange aus. Es zog ihn an allen Haaren hinaus in die Freiheit. Lange trieb er sein Versteckspiel mit der Polizei hinter Brücklein, Scheuerlein, Althausen und Heuschouer, bis er ihr doch in die Hände fiel. Und dann kam er in ein Armenhaus.

Der Fall schien erledigt. Für die Behörde war er es auch, nicht aber für den alten Landsfahrer.

Ja wohl, es gab Brot, Suppe und überhaupt Essen genug; es gab ein ordentliches Bett und warme Kleider; man hatte allezeit ein schützendes Dach und Gesellschaft übergenug. Es gab Brot, und das Brot schmeckte anfangs nicht übel. Aber es gab Tag für Tag genau das gleiche Brot, und schon nach wenigen Tagen fing es dem neuen Insassen an zu verleiden. Lag es daran, daß die Abwechslung fehlte? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Bisher hatte er allerdings bald weißes, bald

Schwarzbrot, bald frisches und bald altgebackenes bekommen und allemal hatte es ihm geschmeckt. Jetzt freute es ihn niemals, zu Tische zu gehen; denn mit der Suppe war es das gleiche Glend: Nahrhafte Suppe, aber ohne das Kräutlein Zimtluft. Dem Suppentöter wachte plötzlich auf, niemand könne so herrliche Suppe kochen wie die Bauernfrauen! Jede würzt mit ihrem Lieblingskraut, die eine mit Majoran, die andere mit Petersilie, die dritte wirft Kümmelkörner hinein, kurz jede kennt einen besonderen Vorteil. Die Füße konnte man nicht still halten, wenn man solche Suppe aß. Und wie lustig war es, heute aus einem blumigen Teller zu essen und morgen aus einem weißen, das eine Mal mit einem runden Löffel, das andere Mal mit einem spitzen, morgens im Hausgang, stehend, mittags auf der grünen Hausbank, behaglich sitzend wie ein Rentner und am Abend auf einem Stiegentritt, kauend. Aber wenn man essen muß: immer aus dem gleichen Topf, von der nämlichen Hand bereitet, am gleichen Platz zwischen andere eingeklemmt, mit gestrecktem Rücken und nicht einmal die Ellbogen aufstützen darf — nein, da bringt man kaum etwas hinunter, bis zu unterst im Halsrohr würgt der Löffelvoll.

Ein weiches Bett! Ja freilich, das ist hoch zu schätzen! Wohligh dehnt man die Glieder darin und schläft. — Indes abzumarkten gibt es auch hier. Tagüber darf man sich auch nicht ein einzimal hinstrecken, es wäre schade für die sauberen

*) Eine der fünf Erzählungen aus dem Buche „Geschichten aus dem Emmenthal“ von Simon Gfeller. Verlag A. Francke, Bern. Siehe Buchbesprechung.

Bezüge, und jeden Morgen will das Bett gemacht sein. Wozu auch dieser lästige Brauch? Wann schläft man am besten, wann ist das Lager am weichsten? Doch unbestreitbar am Morgen! Also gebietet vernünftiges Denken, das Bett möglichst so zu belassen, wie es am Morgen ist. Mit einem Bett aus Stroh, Laub oder Moos hat man keine solchen Geschichten. Da schlüpft man hinein und hinaus, wenn es einem gefällt, da gibt es nicht zu schimpfen wegen der Sauberkeit, und wenn man fortgeht, läßt man den ganzen Blunder einfach liegen. Und was für prächtige Schlafkammeraden man auf solchen Stallstrohlagern findet! Das einmal ein munter kapriolendes Rälbchen, das andere mal ein lustig wiehern-



Kapellmeister Willi Collin
am Berner Stadttheater.

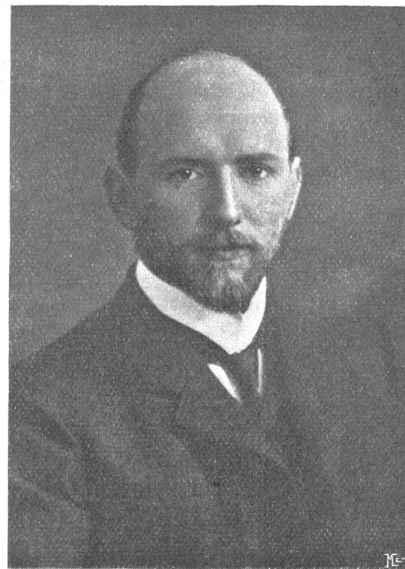
des Füllens oder einmal etwa ein zutrauliches, krausvelliges Schäfchen. Dem Suppentöter träumte fast allnächtlich davon; nie fand er den frühern gefunden, erquickenden Schlaf.

Seine Genossen behagten ihm nicht. Es gab so viel unfreundliche Gesichter in der Anstalt, so viel böse Augen. Es fehlte nicht an alten zänkischen Habern und futterneidischen Freßern. Die schlimmsten aber waren die Augenbiener und Ohrenbläser, die sich vor dem Vorsteher geberdeten, als könnten sie Gott nicht genug danken für die schöne Heimstadt in der Anstalt. Solche brachten es fertig, auf dem warmen Ofen sitzen zu bleiben, bis sie Blasen am Gefäß bekamen, damit nur ja kein anderer sich auch wärmen könne. Wehleidige Stumme fielen den andern lästig durch ohrenzerreißendes Geheul, Heintückische durch boshafte Streiche; trauen konnte man nach Ansicht des Suppentöters niemanden, und das Aergerlichste war, daß man keinen Augenblick unbeobachtet für sich selbst sein konnte und tun, was einen freute. Immer hieß es: Du mußt — du mußt! Kaum war der junge Tag erwacht, fing dieses Müßsen schon an: Friß, du mußt aufstehen! Friß, du mußt betten! Friß, du mußt dich waschen, du mußt sofort zu Tische kommen, du mußt helfen das Zimmer kehren!

Wie anders hatte früher der Tag begonnen! Da hatte sich der Suppentöter auf einer Einfahrt oder vor einer Stalltüre behaglich gedehnt, hatte schnuppernd und blinzelnd nach dem Wetter ausgeschaut und sich die Frage vorgelegt: Was beginnen wir heute? Wohin wenden wir uns? Beliebt Tal oder Hügel, Nord oder Süd, langsam oder gemach? Da stand einem die ganze Welt offen; kein Mensch hatte dreinzureden; da hieß es nicht: du mußt! Sondern allezeit: ganz wie du willst! O, man ermißt nicht, was für ein Abgrund klappt zwischen dem „Wie du willst!“ und „Du mußt!“ Wenn man muß, flattert die Freude schleunig hinweg. Friß hatte öfters einen Besen gezogen, freiwillig manchen Schopf und Stallgang gesäubert; aber das befohlene Kehren verdroß ihn. Das Waschen verdroß ihn, das Betten verdroß ihn, das Hemdenwechseln verdroß ihn, die ganze unbehagliche Sauberkeit und Regelmäßigkeit, alles was in der Anstalt gefordert wurde, verdroß ihn. Die Freudenlawine kam nie mehr ins Rutschen; Kummerfäden hingen ihm unter den verdüsterten Augen. Sein ganzes Sinnen und Trachten verdichtete sich in dem Brennpunkt: Fort, Fort aus diesem Hause, wo man jeden Augen-

blick unleidlichen Zwang zu spüren bekam und von Vorschriften wie mit einer Dornenhecke umzogen war.

Aber was nützte das Fortlaufen? Man wurde doch erwischt, wieder eingesteckt und dann war alles ärger denn zuvor. Darum bezwang er sich und blieb. Aber wenn die Tauben sich aufschwangen, daß ihre schneeweißen Flügel in den blauen Himmel hineinblikten, und ins weite Feld flogen, blickte er ihnen sehnsüchtig nach. O wie gut hatten es die! Sie durften fliegen, wohin sie wollten, durften ihr Futter selber suchen und aufpicken, was ihnen behagte, niemand hinderte sie. Wie gut hatte es der Wind,



Kapellmeister Dr. Albert Ref
am Berner Stadttheater.

der in der jungen Saat Wellen schlug! Ach, wer auch mit ihm ziehen könnte! Soviel Wege führten in aller Welt herum und der seinige führte nur vom Ausgang bis zur Mauer, oder wenn's hoch ging noch ein Stücklein ins Feld hinaus. Dann mußte man zurück in die Eintönigkeit, ins graue Elend. Und draußen war es doch so schön, so viel frische Luft, so viel blauer Himmel, so große schimmernde Volkentürme. Gewiß glänzten jetzt alle Bächlein, und die Forellen kamen unter den Schwellenhölzern hervor ins klarfließende Wasser, und wenn man vorbeiging und der Schatten des Körpers ins Wasser fiel, schossen sie hurtig wieder in ihre Verstecke. Jetzt an einem sonnigen Wegrand zu sitzen oder im Schatten eines Laubbaumes dem Vogelfang zu lauschen und den Faltern nachzugucken, oh! oder sich an dem bunten Treiben der Welt zu ergötzen! Irgendwo balgten sich zwei Hunde, spielten junge Rällein, rauchten überkugelt böse Vuben. Irgendwo drehte sich ein Wasserrad, weideten Kühe, entran ein Pferd. Irgendwo wurde ein Haus gebaut, ein Baum gefällt, ein Bach oder Weiher ausgeschort. Die Augen voll gab es zu schauen — draußen — draußen! Der Metzger schlachtet ein Schwein. In der Wirtsstube schäkert einer mit der Kellnerin. In der Käferei zugten die Milchbuben ein und aus wie in einem Bienenhaus. Abends küßte sich hinter verschwiegenem Busch vielleicht sogar ein Liebespärchen...

Bild um Bild seines ehemaligen ungebundenen Lebens stieg vor ihm auf, eines immer lockender als das andere. Nie war ihm dieses Leben so wunderbar erschienen bis jetzt, da er es nicht mehr genießen durfte. Rein und verklärt strahlte ihm die Erinnerung das geringste Ereignis wieder und ließ ihn die Gegenwart um so bitterer empfinden. Ja, in der Freiheit war es schön, nur in der gottverlassenen Anstalt war es öde und langweilig. Nicht einmal ein Häslein lief vorbei, nicht einmal ein hungriger Rabe kam in den Hof geflogen. Und wenn sich doch einmal etwas Neues ereignete, so war es nicht etwas Sonniges, das einen heiter stimmte, sondern etwas Düsteres, das einen nur noch mehr niederdrückte. Etwa brachte der Tischler eine schwarze Truhe, man legte einen hinein und stieß ihn unter die Erde. Wie konnte es auch anders sein? Hier mußte man krank werden und sterben, hier wo man sich nicht bewegen durfte, wie es einen freute, wo man wie ein Hund an der Kette lag und immer nur mußte, mußte, mußte! . . .